© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



Tobias Werron

# Quantifizierung

## Überlegungen zum Verhältnis zwischen Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie anlässlich von Steffen Maus Buch »Das metrische Wir«

### Einleitung: Steffen Maus Diagnose der Quantifizierung

In seinem Buch *Das metrische Wir* vertritt Steffen Mau die These, Quantifizierung sei ein »Megatrend, der die Gesellschaft bis in die kleinsten Verästelungen verändern wird« (Mau ZTS-Forum: 274) und mit dessen Durchsetzung wir drohen, zu »Gläubigen in der Kirche der Zahlen« (Mau 2017: 47) zu werden. In zehn systematischen Kapiteln – von der »Vermessung des Sozialen« über »Statuswettbewerb und die Macht der Zahlen«, »Hierarchisierung: Ranking und Ratings«, »Klassifizierung: Scorings und Screenings«, »Bewertungskult: Sterne und Punkte«, »Quantifizierung des Selbst: Balken und Kurven«, »Benennungsmacht«, »Risiken und Nebenwirkungen« und »Transparenz und Disziplinierung« bis zum »Ungleichheitsregime der Quantifizierung« – zeigt das Buch, welche vielfältigen Formen des Zahlengebrauchs sich in den vergangenen Jahrzehnten herausgebildet haben und auf welche häufig problematische Weise sie unser Leben prägen, beispielsweise indem sie neuartige Formen der Statuskonkurrenz produzieren (z.B. zwischen Universitäten) und zahlreiche unbeabsichtigte Nebenfolgen nach sich ziehen können (z.B. Reduktion von Diversität; »Gaming« von Rankings). Wie die Aufzählung der Kapiteltitel bereits andeutet, liegt eine der Stärken des Buchs darin, häufig getrennt voneinander erforschte Themen unter einer gemeinsamen Diagnose zusammenzuführen. Es zeigt: Ratings und Rankings erscheinen noch interessanter, wenn man sich auch mit Scorings und Screenings, Sternen und Punkten, Balken und Kurven beschäftigt, und man begreift die soziologische und gesellschaftspolitische Dringlichkeit aller dieser Themen besser, wenn man sie im Zusammenhang betrachtet. Steffen Mau präsentiert diese Diagnose mit souveräner Übersicht über die behandelten Forschungsstränge und in einer klaren, von Jargon freien Sprache, die geeignet ist, nicht nur bei Soziologinnen und Soziologen, sondern auch bei einem breiteren Publikum Interesse an dem Thema zu wecken.

Was macht diese Diagnose für die soziologische Theorie interessant? Weshalb sollten sich soziologische Theoretiker_innen für das Buch interessieren? Man kann es zunächst, wie Mau selbst in seinem Beitrag zu diesem Heft vorschlägt, als ein »Debattenbuch« (Mau ZTS-Forum: 274) verstehen, das Aufmerksamkeit auf ein noch zu wenig beachtetes Thema lenkt und zugleich diverse Forschungsthemen – wie Vergleich, Bewertung, Statis-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



tik, Konkurrenz und Ungleichheit – zusammenführt, die auch in der Soziologie meist getrennt behandelt und untersucht werden. Damit gibt es einen willkommenen Anstoß, die soziologische Diskussion über Quantifizierungsphänomene theoretisch zu integrieren. Eine weitere Qualität des Buchs ist seine distanzierte Perspektive auf den Zahlengebrauch, die es ihm ermöglicht, soziologisch über Sachverhalte zu sprechen, in die viele Soziologen_innen selbst teilnehmend verwickelt sind. Dieser kritisch-distanzierte Ton kommt exemplarisch zum Ausdruck, wenn Mau drei Bedeutungen des deutschen Wortes »vermessen« unterscheidet – messen; falsch messen; überheblich/anmaßend – und resümiert, alle drei Bedeutungen bildeten »das Dreieck, anhand dessen in diesem Buch über die Quantifizierung des Sozialen nachgedacht werden soll« (Mau 2017: 23). Dass der Gebrauch von Zahlen auch vermessen sein kann, dürfte auch für manche Soziologen_innen Neuheitswert haben. Steffen Mau, selbst ein erfahrener quantitativer Sozialforscher, weiß, wovon er spricht, und sein Vorschlag, Quantifizierung auch als *Gegenstand* soziologischer Forschung zu begreifen, könnte kaum dringlicher sein als heute, da einige quantitative Sozialforscher_innen ihren stärker qualitativ oder theoretisch geneigten KollegInnen kaum verhohlen die Wissenschaftlichkeit absprechen. Sein Plädoyer, dass nicht alle Soziologen_innen in der Kirche der Zahlen sitzen sollten, sondern dass wir auch bereit und fähig sein sollten, die Kirche von außen zu betrachten und zu untersuchen, scheint mir in diesem Klima auch ein wichtiger fachpolitischer Beitrag zu sein (in diesem Sinne auch Münch 2018).

Das Buch ist also ein bedeutsamer Debattenbeitrag und schon als solcher die Lektüre wert. Mit der Selbsteinordnung als Debattenbuch platziert es sich freilich auch, wie Mau selbst andeutet, in der Nähe eines bestimmten soziologischen Genres: der Zeit- bzw. Gegenwartsdiagnose. An dieser Stelle setzt mein Kommentar zu dem Buch ein: Ich verstehe es als einen Beitrag zum Genre der Zeitdiagnose und interessiere mich dafür, wie ein *reflektierter Wechsel des Genres von der Zeitdiagnose zur Gesellschaftstheorie* aussehen könnte. Mir geht es also nicht um eine weitere wissenssoziologische Betrachtung des Genres der Zeit- oder Gegenwartsdiagnose (hierzu ausführlich Osrecki 2011, 2018), sondern um die Frage, wie sich zeitdiagnostische Analysen gesellschaftstheoretisch aufgreifen, relationieren und relativieren lassen. Diese Frage gibt auch Anlass, über das Verhältnis beider Genres insgesamt nachzudenken und zu überlegen, wie wir es im Sinne der Soziologie insgesamt verstehen wollen. Der Beitrag ist wie folgt gegliedert: Ich beginne mit ein paar allgemeinen Überlegungen zum Genre der Zeitdiagnose und zum Verhältnis zwischen Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie. Anschließend komme ich auf Steffen Maus Diagnose der Quantifizierung zurück und reflektiere sie – am Beispiel von Rankings – aus einer gesellschaftstheoretischen Perspektive. Ich schließe mit ein paar Bemerkungen dazu, wie sich die Beziehung zwischen Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie im Bewusstsein der Stärken und Schwächen beider Genres und zum Vorteil der Soziologie gestalten lassen könnte.

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



## Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie als soziologische Genres

Ich verstehe Steffen Maus Buch als zeitdiagnostisches Buch und Zeitdiagnosen als ein spezifisches Textgenre, das in der und für die Soziologie eine wichtige Rolle spielt. Diese Auffassung fügt sich in ein *pluralistisches* Verständnis des Faches, wonach sich die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin umso produktiver und zukunftssicherer aufstellt, je mehr interne Diversität sie zulässt. Ein solches pluralistisches Verständnis der Soziologie impliziert m.E. jedoch nicht nur, sie als ein »multiparadigmatisches« Fach zu begreifen, in dem für vielfältige Methoden und Theorien Platz ist. Es impliziert auch, verschiedene *Stile der Abstraktion und Präsentation* soziologischer Erkenntnisse zuzulassen und anzunehmen, dass es unterschiedliche soziologische Textgenres geben kann, deren Vor- und Nachteile es zu reflektieren und zu nutzen bzw. zu kompensieren gilt.

Durch welche Eigenschaften zeichnet sich nun das Genre der Zeitdiagnose aus? Ich möchte vier einander ergänzende Merkmale hervorheben (für eine etwas engere Bestimmung des Genres der »Gegenwartsdiagnose« sowie zu Schwierigkeiten der Abgrenzung des Genres vgl. Osrecki 2018): (1) *Theoretisches Erkenntnisinteresse:* Von projektförmiger Forschung zu einzelnen Themen und Fragestellungen unterscheiden sich Zeitdiagnosen, indem sie auf Abstraktion abzielen: Sie beziehen sich auf aktuelle Phänomene und stützen sich auf empirische Forschung, generalisieren diese aber zu allgemeineren Trendaussagen, zuletzt etwa »Quantifizierung« (Mau 2017), »Singularisierung« (Reckwitz 2017a), »Externalisierung« (Lessenich 2016) oder »Beschleunigung« (Rosa 2005). Damit lenken sie Aufmerksamkeit auf neue Phänomene und eröffnen neuartige Interpretationsmöglichkeiten bekannter Phänomene. (2) *Trendfokussierung:* Zeitdiagnosen heben die Bedeutung *eines* Gegenwartstrends hervor. Sie konzentrieren sich auf Phänomene und Argumente, die für die Existenz und Relevanz des identifizierten Trends sprechen, ohne mit gleichem Aufwand nach Gegenbelegen und -argumenten zu suchen. Das unterstützt sie in ihrer Fähigkeit, rasch auf aktuelle Entwicklungen zu reagieren. (3) *Gegenwartsfokus:* Zeitdiagnosen konzentrieren sich auf die Identifikation aktueller Trends, die in der Regel nur wenige Jahre oder Jahrzehnte zurückreichen. Historische Bezüge, soweit sie vorkommen, dienen ihnen primär als Abgrenzungsfolie für die Identifikation aktuell sich vollziehender Umbrüche, weniger als narratives Kontinuum zur Einordnung oder Relativierung der Diagnose. Auch das erleichtert es ihnen, auf aktuelle Problemlagen und Stimmungen zu reagieren. (4) *Öffentliche Intervention:* Zeitdiagnosen adressieren (auch) die allgemeine Öffentlichkeit und greifen in die öffentliche Meinungsbildung ein. In dieser Ansprache einer auch außer-soziologischen Leserschaft und deren Kombination mit gegenwartsbezogenen Diagnosen liegen Sichtbarkeitschancen, die von anderen soziologischen Genres kaum zu erreichen sind – auch wenn sich die Rezeption de facto zunehmend auf ein akademisches bzw. innerwissenschaftlich-transdisziplinäres Publikum beschränken mag (so die Vermutung von Osrecki 2018: 472). Man versteht die Rolle von Zeitdiagnosen in der und für die Soziologie daher nur, wenn man auch diese performative Seite berücksichtigt und sie als ein Mittel zur Intervention in öffentliche Debatten begreift. Diese zeitdiagnostischen *moves* zu kritisieren, ist leicht; produktiver ist es, sie als Ausdruck der Zugehörigkeit zu einem Genre

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



zu verstehen und zu versuchen, den Ort dieses Genres im Umfeld soziologischer Forschung genauer zu bestimmen.

Wie verhält sich nun das Genre Zeitdiagnose zum Genre Gesellschaftstheorie? Ihr allgemeines theoretisches Erkenntnisinteresse rückt Zeitdiagnosen auf den ersten Blick in die Nähe der Gesellschaftstheorie. Autoren von Zeitdiagnosen beharren daher bisweilen mit einem gewissen Recht darauf, Gesellschaftstheorie zu betreiben (so Reckwitz 2017b). Mein Eindruck ist aber, dass sich die theoretischen Erkenntnisinteressen zeitdiagnostischer und gesellschaftstheoretischer Texte gleichwohl gut unterscheiden lassen, weil sie in Zeitdiagnosen enger mit den Merkmalen Trendfokussierung, Gegenwartsfokus und öffentliche Intervention verbunden sind. An Andreas Reckwitz' kürzlich erschienenem Buch »Die Gesellschaft der Singularitäten« (2017a) lässt sich das gut verdeutlichen: Ähnlich wie Steffen Mau seine Diagnose der Quantifizierung an einer Vielzahl aktueller Formen des Zahlengebrauchs plausibilisiert, zeigt Reckwitz, dass sich aktuelle Trends, die das (romantische) Ideal der Einzigartigkeit aktualisieren bzw. beschwören, unter dem Titel der »Singularisierung« zusammenfassen lassen. Für sich gesehen erscheinen beide Trenddiagnosen plausibel; jedoch verdanken sie ihre Plausibilität zum Teil auch der Tatsache, dass sie nicht mit derselben Intensität nach möglichen Gründen für die Relativierung ihrer Diagnose suchen.

Um diese Strategie zu verstehen, ist es instruktiv, die Bücher von Reckwitz und Mau nebeneinander zu lesen. Bei der vergleichenden Lektüre wird deutlich, dass die Diagnose der Quantifizierung auf soziale Prozesse abzielt, die sich auf die systematische *Herstellung* von Vergleichbarkeit stützen, während die Diagnose der Singularisierung soziale Prozesse einschließt, die immer auch mit der *Zurückweisung* bzw. Einschränkung von Vergleichbarkeit zu tun haben. Beide berühren grundlegende Probleme einer Soziologie des Vergleichs (dazu programmatisch Heintz 2010, 2016), aber sie tun es auf gegenläufige Weise. Es handelt sich also um in manchen Hinsichten *widersprüchliche* Trends, die im Rahmen einer Gesellschaftsdiagnose eigentlich darauf befragt werden müssten, ob sie einander auch *relativieren*. Dass diese Frage weder bei Mau noch bei Reckwitz näher diskutiert wird, wäre aber nicht zureichend verstanden, verstünde man es bloß als Reflexionsdefizit beider Texte. Vielmehr ist es auch ein (legitimes) Zugeständnis an das Genre der Zeitdiagnose, das – nach der oben vorgeschlagenen Definition – die Idee einschließt, dass sich eine erfolgversprechende Intervention in öffentliche Debatten zunächst auf die Identifikation *eines* Gegenwartstrends konzentrieren muss. In dieser Strategie liegen Reaktionsmöglichkeiten und Sichtbarkeitschancen, auf die die Soziologie nicht ohne Not verzichten sollte.

Die Vorzüge des zeitdiagnostischen Genres sind jedoch auch mit Nachteilen verbunden: Die *Trendfokussierung* erlaubt rasche Reaktionen auf aktuelle Entwicklungen, lässt es aber nur bedingt zu, den identifizierten Trend zu anderen Trends systematisch in Bezug zu setzen und auch relativierende Argumente zu berücksichtigen. Der *Gegenwartsfokus* erlaubt Konzentration auf aktuelle bedeutsame Entwicklungen, lässt es aber nur bedingt zu, Trendanalysen historisch einzuordnen und zu relativieren. Zeitdiagnosen gehen daher leicht in »Chronofetischismus« (Hobson 2002) über, d.h. sie neigen dazu, die Bedeutung aktueller Phänomene zu übertreiben, Diskontinuitäten zu über- und Konti-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



nuitäten zu untertreiben, und so die Vergangenheit auf eine bloße Kontrastfolie zu reduzieren (Fran Osrecki spricht diesbezüglich von »retrospektivem Realismus«; Osrecki 2011: 200ff.). Die Absicht der *öffentlichen Intervention* wiederum ermöglicht die öffentliche Vermittlung soziologischer Erkenntnisse, erfordert aber eine mehr oder weniger bewusste Orientierung an den unterstellten Erwartungen von Leserinnen und Lesern, die an soziologischen Diagnosen, nicht aber an sämtlichen Komplexitäten der soziologischen Theoriediskussion und Forschung interessiert sein können.

Die Tendenz zur performativen und faktischen Vergesellschaftung mit der allgemeinen (Debatten-) Öffentlichkeit markiert wohl die deutlichste Grenze zwischen Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie. Das ist, um diesen zentralen Punkt nochmals zu betonen, nicht nur kritisch gemeint: Die öffentliche Interventionsabsicht von Zeitdiagnosen erschöpft sich nicht in der Anpassung an die Selektionslogik der Massenmedien, sondern stellt auch einen legitimen Versuch dar, an öffentlicher Meinungsbildung teilzunehmen, d.h. Themen zu setzen, Problembewusstsein zu wecken und soziologische Einsichten an die außersoziologische Öffentlichkeit zu vermitteln. Die Ansprache des außersoziologischen Publikums gelingt umso effektiver, je geschickter sich Zeitdiagnose an die Erfahrungen und Erwartungen dieses Publikums anschmiegen. Entsprechend machen die im deutschen Sprachraum prominenten Zeitdiagnosen häufig den Eindruck, für ein westlich-deutsches, Feuilleton/Kulturteile großer Tageszeitungen lesendes sowie Deutschlandradio hörendes Debattenpublikum geschrieben zu sein – und gerade daraus einen Teil ihrer öffentlichen Wirkung zu beziehen. Das spricht nicht gegen Zeitdiagnosen, aber es spricht gegen die Gleichsetzung von Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie.

Vor diesem Hintergrund stimme ich Andreas Reckwitz einerseits völlig darin zu, dass die Soziologie nicht aus Furcht vor unzulässigen Verallgemeinerungen vor zeitdiagnostischen Thesen zurückschrecken sollte. Andererseits möchte ich Reckwitz widersprechen, wenn er argumentiert, der zeitdiagnostische Fokus auf sozialen Wandel sei »eigentlich der Bias der Soziologie selbst« (Reckwitz 2017b). Es trifft wohl zu, dass die Ausgangsintuition der soziologischen Theorietradition stets darauf abzielte, mit »der Moderne« einen Strukturbruch zu identifizieren, und dass man mit demselben Recht, mit dem Marx, Weber, Durkheim, Simmel et al. Strukturbrüche im Übergang zur Moderne identifiziert haben, auch nach Strukturbrüchen *innerhalb* der Moderne fragen kann. Es gibt auch kein zwingendes Argument dafür, dass es für die Moderne nur eine übergreifende Diagnose geben darf und alle aktuellen Entwicklungen letztlich auf klassische Diagnosen wie Rationalisierung oder funktionale Differenzierung zurückgeführt werden müssten. Die Suche nach neuen einleuchtenden Begriffen, Thesen und Diagnosen gehört zum Kerngeschäft soziologischer Theorie.

Ebenso trifft aber zu, dass die Soziologie seit ihren Anfängen um 1900 selbst einen tiefgreifenden Wandel durchlaufen hat und zu einem an Universitäten verankerten, professionell betriebenen und in zahlreiche Forschungsstränge, Theorie- und Methodenlager differenzierten akademischen Fach geworden ist. Ähnliches gilt für benachbarte Disziplinen wie Geschichte und Politikwissenschaft, von deren empirischen Erkenntnissen soziologische Theorien zehren. Man weiß heute mehr und anderes über die soziale Welt als zu Zeiten der Klassiker, und man kann heute deutlicher als in den Anfängen der So-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



ziologie zwischen einer fachinternen und fachexternen Öffentlichkeit für soziologische Analysen, also auch zwischen Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie unterscheiden (zu historischen Aspekten der Unterscheidung vgl. Kruse 1999; Osrecki 2018: 460). Die Bestimmung der Gesellschaftstheorie als soziologischem Genre sollte diesem Entwicklungsniveau und Differenzierungsgrad der Disziplin Rechnung tragen. Die zentrale Aufgabe der Gesellschaftstheorie sehe ich in diesem disziplinären Umfeld nicht (mehr) darin, immer neue Trenddiagnosen zur Moderne an die Stelle der alten zu setzen, sondern darin, neue Diagnosen zum Bestand bereits vorhandener Diagnosen *ins Verhältnis zu setzen* und sie in Auseinandersetzung mit einschlägiger empirischer Forschung aller kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen zu *relationieren*: zu spezifizieren, zu gewichten und, falls erforderlich, in ihrer Bedeutung zu relativieren.

Das Genre der Gesellschaftstheorie verpflichtet sich, so definiert, auf einen *systematisch, historisch und kulturell-räumlich umsichtigen Umgang* mit den Beständen der soziologischen Theorietradition und der heute verfügbaren empirischen Forschung. Dazu zähle ich insbesondere auch die – neuerer Globalisierungs- und Weltgesellschaftsforschung zu verdankende – Einsicht, dass sich über »die Gesellschaft« und »die Moderne« heute nicht mehr sprechen lässt, ohne die räumlich-kulturelle Dimension der so bezeichneten Entität mit zu problematisieren: ohne zu thematisieren, was gemeint ist oder sein kann, wenn man von »der Gesellschaft« spricht; ohne zur reflektieren, für wen die auf die Entität »Gesellschaft« bezogenen Aussagen gelten sollen; und ohne zu fragen, wie sich die europäisch-westliche »moderne Gesellschaft« heute und historisch zu außereuropäischen Strukturen und Prozessen verhält.

Aus einer so definierten gesellschaftstheoretischen Perspektive erkennt man Zeitdiagnosen auch an der unspezifischen Art und Weise, in der sie über die Gesellschaft sprechen: Sie definieren sie meist nicht näher, *unterstellen* aber durch ihre Verwendung von Kollektivbegriffen und die Auswahl der Themen, Thesen und Beispiele, dass ihre Aussagen für »die Gesellschaft«, »uns«, »die Spätmoderne« usw. im Ganzen gelten sollen. Dabei sind die zusammengetragenen Belege und Argumente in der Regel hoch selektiv und haben meist einen starken Schwerpunkt auf nationalen und/oder westlichen Interessen, Belangen und Beispielen. Der Geltungsanspruch der Diagnose ist universal, die Belege jedoch sind hoch selektiv und werden kaum auf ihre Repräsentativität für »die Gesellschaft« insgesamt befragt.

Diese Limitation haben Zeitdiagnosen gewiss nicht für sich allein: »methodologischer Nationalismus« und »Eurozentrismus« sind bekanntlich seit vielen Jahren auch an anderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Genres belegt und beklagt worden (z.B. Wimmer/Glick Schiller 2002). Aber mehr noch als bei anderen Genres scheint mir diese Schwäche im Fall von Zeitdiagnosen zugleich ein *Korrelat ihrer wesentlichen Stärke zu sein*: ihrer Fähigkeit, soziologische Deutungsangebote mit gesamtgesellschaftlicher Relevanz und guten Aufmerksamkeitschancen in den öffentlichen Diskurs einzuspeisen. Das passt übrigens auch zu einer anderen Einsicht der historisch- soziologischen Globalisierungsforschung: dass Globalisierungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert mit einer *Nationalisierung* politischer Öffentlichkeiten einhergegangen sind, die den Problemhorizont öffentlicher Debatten und legitimer Argumente heute – meist auf »banale«, institutiona-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



lisierte, selten reflektierte Weise – mitbestimmen (zum globalen Nationalismus näher Werron 2018). Diese Öffentlichkeiten sind eine historisch gewachsene, die Wirkungschancen öffentlicher Kommunikation bestimmende Realität, so dass, wer auf öffentliche Resonanz abzielt, gut daran tut, an ihre Problem- und Erfahrungshorizonte anzuknüpfen.

Was folgt aus diesen Überlegungen für das Verhältnis zwischen Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie? Zunächst einmal laufen sie auf den Vorschlag hinaus, das *Genrebewusstsein in der Soziologie* zu stärken und anzuerkennen, dass Zeitdiagnosen nicht einfach misslungene oder unterkomplexe Varianten der Gesellschaftstheorie sind. Vielmehr sind sie Beiträge zu einem spezifischen soziologischen Textgenre mit spezifischen Stärken und Schwächen: der Stärke, reaktionsschnelle Beschreibungen von Gegenwartstrends liefern sowie öffentliche Debatten anstoßen zu können, und der Schwäche, diese Trends nur bedingt systematisch, historisch oder kulturell-räumlich relationieren und gegebenenfalls relativieren zu können.

Daraus folgt: Die Unterscheidung zwischen Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie ist ein Resultat fachinterner Differenzierung, die wir uns bewusstmachen und möglichst zum Vorteil der Disziplin nutzen sollten. Die Soziologie braucht das Genre der Zeitdiagnose, um sich selbst über aktuelle Trends zu informieren *und* in öffentlichen und transdisziplinär-akademischen Debatten mit mehr als nur mit Einzelforschungen sichtbar zu sein. Zugleich braucht sie eine Gesellschaftstheorie, die sich im geduldigen Dialog mit empirischer Forschung auch für die umsichtige Relationierung und Relativierung von Zeitdiagnosen zuständig macht. Gesellschaftstheorie ist darum aber nicht einfach »besser« als Zeitdiagnose. Sie unterliegt eigenen Limitationen: braucht Geduld und Zeit, muss daher auf rasche öffentliche Interventionen verzichten und sich weitgehend innerhalb des fachinternen Diskurses bewegen. Die Schwächen beider Genres sind Kehrseiten *genrespezifischer Erkenntnis- und Sichtbarkeitspotentiale*, auf die die Soziologie im Ganzen nicht verzichten sollte.

## Zur gesellschaftstheoretischen Analyse von Quantifizierung

In Auseinandersetzung mit Steffen Maus Quantifizierungsdiagnose möchte ich nun andeuten, welche arbeitsteilige Beziehung zwischen beiden Genres sich aus einer gesellschaftstheoretischen Auseinandersetzung mit zeitdiagnostischen Thesen entwickeln könnte. Im Einklang mit den oben skizzierten Vor- und Nachteilen von Zeitdiagnosen konzentriere ich mich dabei auf drei zusammenhängende Gesichtspunkte: (1) *Systematische Relationierung* versucht, einen diagnostizierten Trend zu anderen sozialen Strukturen und Prozessen in Beziehung zu setzen und so auf seine Relevanz und Tragweite zu befragen. (2) *Historische Relationierung* fragt, wie sich der diagnostizierte Trend darstellt, wenn man ihn auf seine historischen Voraussetzungen und langfristige historische Karriere untersucht. (3) *Kulturell-räumliche Relationierung* fragt, wie sich der diagnostizierte Trend darstellt, wenn man über den impliziten methodologischen Nationalismus bzw. Eurozentrismus von Zeitdiagnosen hinausgeht und den Geltungsanspruch von Zeitdiag-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



nosen auch in dieser Hinsicht spezifiziert. Ich illustriere alle drei Punkte am Thema Rankings, einem Forschungsgebiet der Quantifizierung, mit dem ich mich selbst einigen Jahren beschäftige.

(1) Eine Möglichkeit, Quantifizierung *systematisch* zu relationieren, führt über die Frage, wie tief Quantifizierungsprozesse strukturell in soziales Geschehen eingreifen, hier mit Blick auf Steffen Maus These, dass Quantifizierung die Gesellschaft »bis in die kleinsten Verästelungen verändern wird«. An Rankings lässt sich dies exemplarisch diskutieren. Wie die Diagnose der Quantifizierung nahelegt, scheinen sich Rankings heute fast überall auszubreiten: Sportler und Künstler werden ebenso gerankt wie Universitäten und Nationalstaaten. Die strukturellen Auswirkungen von Rankings wiederum beruhen wesentlich auf ihrer Fähigkeit, Konkurrenz um Status bzw. Reputation zu institutionalisieren und die hierarchisierten Akteure zu ständigen Leistungssteigerungen – oder doch wenigstens zur Sorge um die vergleichende Beobachtung durch Dritte – zu motivieren. Wie Mau zu Recht betont und an Universitätsrankings erläutert, können Rankings auf diese Weise auch in Bereiche eingreifen, die vorher kaum sichtbar von Konkurrenz geprägt waren. Das mag bisweilen tatsächlich zu gesteigerten Anstrengungen führen, kann aber auch unbeabsichtigte Nebenfolgen auslösen, etwa Versuche von Universitäten, die dem Ranking zugrundeliegenden Daten »neu zu berechnen« oder das Personal in einer Weise zu entlohnen, die sich den Kriterien des Rankings anschmiegt.

Schaut man sich genauer an, *wie* Rankings Konkurrenz produzieren, zeigt sich jedoch mit Blick auf die strukturellen Effekte von Rankings ein beträchtlicher Spielraum für empirische Varianz (näher Brankovic et al. 2018). Denn die von Rankings produzierte Form der Konkurrenz beruht auf einer durch wiederholte Publikation von Leistungsvergleichen hergestellten und auf Dauer gestellten *öffentlichen Konkurrenzsuggestion*. Dass Rankings Konkurrenz *suggerieren*, ist also kaum zu bestreiten; offen und noch kaum erforscht ist jedoch, inwieweit sich gerankte Akteure diese Suggestion zu Eigen machen und tatsächlich als Konkurrenten *verhalten*. Was sich auf den ersten Blick wie ein unproblematischer Fall der Herstellung von Konkurrenz durch Quantifizierung darstellt, erweist sich bei genauerem Hinsehen als komplexes Instrument zur Erzeugung von Konkurrenzsuggestionen. Damit öffnet es aber nicht nur Spielräume für das Ignorieren dieser Suggestion, sondern schafft auch Anreize zum *Vortäuschen* und *Verbergen* von Konkurrenzmotiven (zu diesem Zusammenhang näher Werron 2015).

Der Spielraum für die »Entkopplung« von Rankings, um einen neoinstitutionalistischen Terminus zu verwenden, könnte sich vor diesem Hintergrund als größer erweisen als die öffentliche Präsenz und Prominenz von Rankings vermuten lässt. Die Generalisierung von eher untypischen Fällen, in denen tatsächlich primär zunehmender Anpassungsdruck und »Gaming« der Rankings im Vordergrund steht (stilbildend vor allem Espeland/Sauder 2007), bringt daher die Gefahr mit sich, die Möglichkeiten gerankter Akteure, sich dem Suggestionsdruck der Rankings zu entziehen, zu unterschätzen. Diese Einsicht relativiert nicht die Beobachtung, dass die Zahl der Rankings gegenwärtig enorm zunimmt, wohl aber die Annahme, dass aus der zunehmenden Zahl der Rankings ohne nähere empirische Prüfung auf starke strukturelle Effekte von Rankings zurückgeschlossen werden kann. Aus diesen Argumenten lässt sich vorläufig schließen: Wir brauchen

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



mehr empirische Forschung über die Produktion, Institutionalisierung und Effekte von Rankings, aber auch eine Gesellschaftstheorie, die solche Forschung aufnimmt und anleitet, um die Tragweite von Quantifizierungsprozessen adäquat einzuschätzen und zu anderen Gesellschaftsdiagnosen ins Verhältnis zu setzen.

(2) Auch *historisch* lässt sich die Diagnose der Quantifizierung am Beispiel der Rankings relativieren. Konzentriert man sich nur auf die letzten Jahrzehnte, kann es scheinen, als sei der »Rankingwahn« erst vor kurzem ausgebrochen und als seien auch die Ursachen der Proliferation von Rankings primär in den letzten Jahrzehnten zu suchen. Dann und nur dann würde auf Rankings zutreffen, was Steffen Mau für den Trend der Quantifizierung insgesamt annimmt, wenn er ihn auf Digitalisierung sowie neoliberal-ökonomische Steigerungs- und Disziplinierungsprozesse der letzten Jahrzehnte zurückführt (Mau 2018: 40-47). Historisch lässt sich jedoch zeigen, dass sich die Geschichte der Rankings mindestens bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen lässt, und dass sich das eigentümliche Zusammenspiel aus Leistungs-, Konkurrenz- und Öffentlichkeitsorientierung, aus dem Rankings ihre Plausibilität als Instrument zur Leistungsvermessung und öffentlichen Herstellung von Konkurrenz beziehen, vermutlich um 1900 eingespielt hat (zum Folgenden näher Ringel/Werron i.E.).

Schaut man historisch genauer hin, zeigt sich auch, dass Rankings in unterschiedlichen Feldern unterschiedliche Karrieren durchlaufen haben: in den Künsten tauchten verwandte Formen schon im 18. Jahrhundert auf (Spoerhase 2014), verschwanden jedoch Anfang des 19. Jahrhunderts wieder, um dann in den frühen 1970er Jahren in veränderter Gestalt erneut aufzutauchen (Wilbers i.E.). Im Wettkampfsport traten sie im späten 19. Jahrhundert in Verbindung mit neuartigen Wettkampfsystemen (Ligen) gehäuft auf, setzten sich rasch fest und entwickelten sich in wenigen Jahren zu einem integralen, kaum mehr hinwegzudenkenden Bestandteil des Feldes. Im Bereich Wissenschaft/Universitäten wiederum tauchten sie um 1900 auf, brauchten aber länger, um sich durchzusetzen, waren zudem von Anfang an umstritten (Usher 2017; Hammarfelt et al. 2017).

Diese Beobachtungen relativieren nicht nur den von Steffen Mau unterstellten historischen Zusammenhang zwischen Quantifizierung, Digitalisierung und Neoliberalismus. Sie deuten auch darauf hin, dass Quantifizierungstrends in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern unterschiedliche Karrieren durchlaufen haben, machen also auf variable Zusammenhänge zwischen Quantifizierungs- und Differenzierungsprozessen aufmerksam, die die Annahme einer alles durchdringenden Unaufhaltsamkeit von Quantifizierungsprozessen in Zweifel ziehen. Zudem lassen sie vermuten, dass Rankings tiefgreifender mit sich um 1900 konsolidierenden Diskursen von Leistung, Konkurrenz und Öffentlichkeit verbunden sind als sich bei Fokussierung nur auf die letzten Jahrzehnte erkennen lässt. Ihre Geschichte fügt sich daher kaum in ein nur die letzten Jahrzehnte umfassendes, primär mit neoliberaler Ökonomisierung und Digitalisierung assoziiertes Zeitalter der Quantifizierung.

Schließlich zur *räumlich-kulturellen* Relationierung: Die Rede von der Quantifizierung als einem Trend, der »die *Gesellschaft* bis in die kleinsten Verästelungen verändern wird«, setzt als Geltungsbereich für die Quantifizierungsdiagnose »die Gesellschaft« voraus. Steffen Mau erörtert nicht explizit, was mit dieser Gesellschaft gemeint ist. Die deut-

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



sche (National-) Gesellschaft ist gewiss nicht gemeint, denn zahlreiche der angeführten Studien beziehen sich auf Daten aus anderen Ländern, meist anderen westlichen Industrieländern, insbesondere den USA. Aber auch »die Weltgesellschaft« kann nicht ohne weiteres gemeint sein, denn viele Weltregionen sind kaum mit Beispielen oder anderen empirischen Referenzen vertreten. Aus Maus Formulierung, es handele sich um einen Trend, »der die Gesellschaft bis in die kleinsten Verästelungen verändern *wird*« (Hervorh. TW), könnte man aber vielleicht schließen, dass sich die Diagnose sehr wohl auf die Weltgesellschaft bezieht, diesen Geltungsanspruch aber in die Zukunft verlegt. Das liefe auf die Aussage hinaus, dass das, was hier primär an europäisch-atlantischen Erfahrungen gezeigt wird, auf kurz oder lang die Welt im Ganzen durchdringen werde. Dann aber wäre der hier verwendete Gesellschaftsbegriff ein klassisches Beispiel für eine methodologische Variante des Eurozentrismus: für die Idee, dass sich die (künftigen) Strukturen der Welt letztlich immer noch, oder in der Moderne immer schon, an Europa bzw. dem europäisch geprägten Westen ablesen lassen.

Wer diese Variante des Eurozentrismus kritisiert, wendet sich nicht unbedingt gegen die Annahme, dass es soziale Strukturen gegeben hat bzw. geben kann, die von Europa bzw. dem Westen aus expandieren (zahlreiche Beispiele bei Meyer et al. 1997), sondern dagegen, die Frage, ob und wie das geschieht, allein durch *Unterstellung* zu beantworten und dadurch letztlich zu umgehen. Historische Globalisierungsforschung hat jedoch längst gezeigt: der »Rest der Welt« war noch nie und ist auch heute nicht willenloser Empfänger westlicher Strukturen, sondern stets auch aktive Quelle von Aneignung, Widerstand und Innovation. Die Pointe der Kritik an Eurozentrismus ist folglich nicht lediglich, dass es interessant ist, auch etwas über andere Weltregionen zu wissen. Vielmehr verweist sie auf die Möglichkeit, dass sich der Blick auf Trends innerhalb »der Moderne« insgesamt erweitert und transformiert, wenn man ihre räumlich-kulturelle Dimension – einschließlich der Dynamik historischer Globalisierungsprozesse – mitberücksichtigt.

Auch dieses Argument lässt sich am Beispiel der Rankings illustrieren. Was wir über die Geschichte der Rankings wissen, deutet darauf hin, dass sich die Institutionalisierung von Rankings im späten 19., frühen 20. Jahrhundert primär im anglo-amerikanischen Raum abspielte, insbesondere im professionellen Wettkampfsport des späten 19. Jahrhunderts und den von US-amerikanischen Wissenschaftsjournalisten und Bildungsadministratoren vorangetriebenen Experimenten mit Universitätsrankings Anfang des 20. Jahrhunderts (Ringel/Werron i.E.). Wir vermuten daher, dass das Aufkommen der Rankings auch mit einer Konfiguration aus modernen Leistungs-, Konkurrenz- und Öffentlichkeitsverständnissen zu tun hatte, die sich in dieser spezifischen Gestalt offenbar zuerst im anglo-amerikanischen Raum einspielte. Dazu gehörte ein neuer, individualisierter Leistungsbegriff (Verheyen 2018), aber auch ein zunehmendes Vertrauen in die segensreichen Effekte der »freien Konkurrenz« (Werron 2014) sowie der »Transparenz« (Ringel 2017). Die zunehmende Prominenz dieser diskursiven Anlehnungskontexte konnten es offenbar plausibel, ja notwendig erscheinen lassen, Leistungen quantitativ zu erfassen, tabellarisch abzubilden und regelmäßig zu veröffentlichen, um die verglichenen Akteure zu Leistungssteigerungen zu motivieren (kurz: zu »ranken«).

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



Wenn es sich bei Rankings um ein Beispiel für Quantifizierung handelt, dann also um eines, das unter spezifischen historischen und soziokulturellen Voraussetzungen im angloamerikanischen Raum um 1900 in Gang gekommen ist. Diese Einsicht impliziert eine Reihe weiterer Forschungsfragen: Inwiefern sind jene Leistungs-, Konkurrenz- und Öffentlichkeitsdiskurse, an die sich Rankings in ihrer Entstehungszeit angelehnt hatten, auch für die globale Verbreitung und heutigen Effekte von Rankings von Belang? Inwieweit kann überhaupt von einer weltweiten Verbreitung und Institutionalisierung der entsprechenden Leistungs-, Konkurrenz- und Öffentlichkeitsdiskurse gesprochen werden? Welche zusätzlichen Möglichkeiten der Entkopplung der tatsächlichen Leistungs- und Konkurrenzmotive – im Unterschied zu den von Rankings suggerierten Motiven – ergeben sich, wenn diese diskursiven Anlehnungskontexte nicht oder nur eingeschränkt gegeben sind? Was wissen wir über diese Beziehung zwischen Rankings und ihren diskursiven Anlehnungskontexten in unterschiedlichen Weltregionen, was müssen wir erst noch herausfinden? All dies sind Fragen, die erst auffallen, wenn man die Zeitdiagnose der Quantifizierung auch in kulturell-räumlicher Hinsicht spezifiziert, die aber gestellt und beantwortet werden müssen, um die gesellschaftliche Bedeutung von Quantifizierungsprozessen angemessen einzuschätzen.

## Schluss: Zeitdiagnose und Gesellschaftstheorie

Diese Überlegungen sollten gezeigt haben, dass sich die Diagnose der Quantifizierung erheblich verkompliziert, vermutlich auch relativiert, wenn man sie einer systematisch, historisch und räumlich-kulturell umsichtigen Prüfung unterzieht. Dabei sind Rankings nur eines von vielen Quantifizierungsphänomenen, die ähnlichen Prüfungen unterzogen werden könnten. Gesellschaftstheoretisch angeleitete Forschung über Quantifizierung muss sich diesen Komplikationen stellen und sich mit ihnen auseinandersetzen. Ich möchte diese Argumente jedoch nicht als Kritik an der Quantifizierungsdiagnose von Steffen Mau verstanden wissen: Hätte Mau abgewartet, bis zu den hier aufgeworfenen Fragen und für alle von ihm diskutierten Phänomene belastbare Forschung vorliegt, hätte er sein Buch wohl frühestens in 20 bis 30 Jahren schreiben können, und die Soziologie wäre um einen wichtigen Debattenbeitrag ärmer gewesen. Umgekehrt gilt jedoch auch, dass die zeitdiagnostische Behandlung des Themas, so legitim und anregend sie ist, das soziologisch-theoretische Interesse am Thema Quantifizierung nicht erschöpfen kann.

Diese Überlegungen laufen auf eine komplementäre Beziehung zweier Genres mit unterschiedlichen Möglichkeiten und Limitationen hinaus: Zeitdiagnose ist reaktionsschnelle Erfassung von Trends; Gesellschaftstheorie braucht Zeit, um Trends in Auseinandersetzung mit empirischer Forschung einzuordnen und zu gewichten. Zeitdiagnose ist Intervention in öffentliche Gegenwartsdiskurse; Gesellschaftstheorie ist fachinterne Auseinandersetzung um angemessene, historisch umsichtige Gesellschaftsbeschreibungen. Zeitdiagnose zielt auf Vermittlung soziologischer Einsichten in die allgemeine bzw. akademische Öffentlichkeit; Gesellschaftstheorie ist öffentlich weniger sichtbar, aber

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



wichtig, um Zeitdiagnosen systematisch, historisch und räumlich-kulturell zu spezifizieren, auch zu relativieren. Beide ergänzen sich in der Aufgabe, Gesellschaftsdiagnosen zu produzieren, die nicht nur in der Soziologie, sondern auch in der weiteren Öffentlichkeit auf Interesse stoßen können. Die Soziologie wäre ärmer ohne Gesellschaftstheorie, aber sie wäre auch ärmer ohne Zeitdiagnosen.

Erkennt man dieses arbeitsteilige Verhältnis grundsätzlich an, stellt sich die Frage, ob sich das Verhältnis möglicherweise nicht nur durch Genrebewusstsein befrieden, sondern auch bewusst zum Vorteil des Faches gestalten lassen können: Welche Vorteile könnte die Soziologie daraus ziehen, wenn sich beide Genres intensiver aufeinander beziehen und aufeinander reagieren? Diese Frage kann letztlich nur in der Praxis beantwortet werden. Ein Indiz für eine Entwicklung in diesem Sinne wäre es, wenn Steffen Mau in einigen Jahren eine überarbeitete Neuauflage seines Buches veröffentlichte, in der die gesellschaftstheoretisch angeleitete Forschung zu Quantifizierungsprozessen aufgegriffen und genutzt würde – beispielsweise in einem zusätzlichen Kapitel »Quantifizierung damals und heute«, das sich mit historisch-relativierenden Argumente auseinandersetzte. Umgekehrt könnte sich die gesellschaftstheoretisch angeleitete Forschung mit Zeitdiagnosen wie jener von Steffen Mau noch intensiver beschäftigen und versuchen, sie im Licht anderer gesellschaftstheoretischer Thesen – von klassischen wie Differenzierung bis hin zu neueren wie Globalisierung – zu spezifizieren. Aus dem Bewusstsein der unterschiedlichen Möglichkeiten und Grenzen beider Genres könnte sich so eine lebendige Beziehung entwickeln, von der die Soziologie im Ganzen profitieren würde.

## Literatur

Brankovic, Jelena/Ringel, Leopold/Werron, Tobias (2018): »How rankings produce competition. The case of global university rankings«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 47(4), S. 270-287.

Espeland, Wendy Nelson/Sauder, Michael (2007): »Rankings and Reactivity: How Public Measures Recreate Social Worlds«. In: *American Journal of Sociology* 113, S. 1–40.

Hammarfelt, Björn/De Rijcke, Sarah/Wouters, Paul (2017): »From Eminent Men to Excellent Universities: University rankings as Calculative Devices«. In: *Minerva* 55(4), S. 391-411.

Heintz, Bettina (2010): »Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 39(3), S. 162–181.

Heintz, Bettina (2016): »»Wir leben im Zeitalter der Vergleichung.« Perspektiven einer Soziologie des Vergleichs«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 45(5), S. 305–323.

Hobson, John M. (2002): »What's at stake in «Bringing Historical Sociology Back Into International Relations"? Transcending «chronofetishism" and «tempocentrism" in International Relations«. In: Hobson, John M./Hobden, Stephen (Hg.): *Historical Sociology of International Relations*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 3–41.

Kruse, Volker (1999): *»Geschichts- und Sozialphilosophie« oder »Wirklichkeitswissenschaft«? Die deutsche historische Soziologie und die logischen Kategorien René Königs und Max Webers*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Lessenich, Stephan (2016): *Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis*. Berlin: Hanser.

Mau, Steffen (2017): *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.

Mau, Steffen: ZTS-Forum (Zitierweise müsste von Redaktion geklärt werden)

© Dies ist urheberrechtlich geschütztes Material. Bereitgestellt von: ULB Münster Mo, Mai 23rd 2022, 20:05



Meyer, John W./Boli, John/Thomas, George M./Ramirez, Francisco O. (1997): »World Society and the Nation-State«. In: *American Journal of Sociology* 103(1), S. 144–181.

Münch, Richard (2018): »Soziologie in der Identitätskrise. Zwischen totaler Fragmentierung und Einparadigmenherrschaft«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 47(1), S. 1-6.

Osrecki, Fran (2011): *Die Diagnosegesellschaft. Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität*. Bielefeld: transcript.

Osrecki, Fran (2018): »Die Geschichte der Gegenwartsdiagnostik in der deutschsprachigen Soziologie«. In: Moebius, Stephan/Ploder, Andrea (Hg.) : Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Band 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum. Wiesbaden: VS Springer, S. 453-476.

Reckwitz, Andreas (2017a): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.

Reckwitz, Andreas (2017b): »Reckwitz-Buchforum (4): Die Gesellschaft der Singularitäten. Eine Replik«. In: *Soziopolis*. 12.12.2017. https://soziopolis.de/beobachten/kultur/artikel/reckwitz-buchforum-4-die-gesellschaft-der-singularitaeten/

Ringel, Leopold (2017): *Transparenz als Ideal und Organisationsproblem. Eine Studie am Beispiel der Piratenpartei Deutschland*. Wiesbaden: VS Springer.

Ringel, Leopold/Werron, Tobias (i.E.): »Where do rankings come from? A historical-sociological perspective on the history of modern rankings«. In: Epple, Angelika/Grave, Johannes/Erhart, Walter (Hg.): *Practices of Comparison*. Bielefeld: Bielefeld University Press.

Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Spoerhase, Carlos (2014): »Das Maß der Potsdamer Garde. Die ästhetische Vorgeschichte des Rankings in der europäischen Literatur- und Kunstkritik des 18. Jahrhunderts«. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 58, S. 90-126.

Usher, Alex (2017): »Short Global History of Rankings«. In: Hazelkorn, Ellen (Hg.): *Global Rankings and the Geopolitics of Higher Education. Understanding the influence and impact of rankings on higher education, policy and society*. London; New York: Routledge, S. 23-53.

Verheyen, Nina (2018): *Die Erfindung der Leistung*. Berlin: Hanser.

Werron, Tobias (2014): »Wettbewerb als historischer Begriff«. In: Jessen, Ralph (Hg.): *Konkurrenz in der Geschichte*. Frankfurt a.M.; New York: Campus, S. 59-93.

Werron, Tobias (2015): »Why do we believe in competition? A historical-sociological view of competition as an institutionalized modern imaginary«. In: *Distinktion: Scandinavian Jounal of Social Theory* 16, S. 186-210.

Werron, Tobias (2018): *Der globale Nationalismus*. Berlin: Nicolai.

Wilbers, Stefan (i.E.): »Grenzarbeit im Kunstbetrieb. Die Institutionalisierung des Rankings Kunstkompass«. In: Ringel, Leopold/Werron, Tobias (Hg.): *Rankings. Soziologische Fallstudien*. Wiesbaden: Springer VS.

Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2002): »Methodological Nationalism and beyond: Nation-state building, migration and the social sciences«. In: *Global Networks* 2, S. 301–334.

*Anschrift:*
Prof. Dr. Tobias Werron
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
Postfach 100131
33501 Bielefeld
tobias.werron@uni-bielefeld.de